LÜBECKER MÄRTYRER

83. Jahrestag
der Ermordung der Lübecker Märtyrer
10. November 2026

Grußwort von Malte C. Lachmann, Schauspieldirektor Theater Lübeck, bei der Gedenkveranstaltung um 17:00 Uhr am Mahnmal für die Opfer der nationalsozialistischen Terrorherrschaft, Zeughaus

Lieber Herr Propst Giering, lieber Herr Proske, liebe Frau Klatt, liebe Mitglieder des „Ökumenischen Arbeitskreises 10. November", liebe Mitbürger:innen, die sich hier zum Gedenken an die Lübecker Märtyrer versammelt haben,

es ist mir eine Ehre eingeladen zu sein, heute kurz vor Ihnen zu sprechen und mit Ihnen einige, wenige Gedanken zum Andenken an Johannes Prassek, Eduard Müller, Hermann Lange und Karl Friedrich Stellbrink zu teilen. Es ist mir vor allem eine Ehre, weil dieses Andenken nicht selbstverständlich ist. Zwar mag es sich anders anfühlen, da wir hier alle vor dem Zeughaus in realer Kopräsenz stehen und uns der Hintergrund unseres Zusammentreffens sowohl historisch klar als auch der Anlass selbst sinnhaft zwingend erscheint. Aber selbstverständlich ist dieser Akt in einer Zeit, in der das Primat der Schnelllebigkeit und des Entertainments regiert und in der ultrarechter Tendenzen und Populismus erstarken, nicht.

Es ist nicht selbstverständlich, innezuhalten und sich Zeit für etwas zu nehmen, das vor 83 Jahren passiert ist. Damit meine ich weder, dass wir uns auf die Schulter klopfen dürfen, weil wir es heute hierher geschafft haben. Der Charakter des Gedenkens und der Andacht richtet sich schließlich auf das, was war, und nicht auf diejenigen, die gedenken. Noch meine ich damit, dass wir in einer falschen Selbstgewissheit verharren dürfen, weil wir das ein oder andere über die Geschehnisse 1943 und in den Jahren davor wissen. Ich kenne nur zu gut von mir selbst, wie schnell in meiner Wahrnehmung die

wichtigsten Fakten und Nachrichten nur noch als Schlagzeilen, als quergelesene Inhalte oder als gleich wieder zu vergessende Pop-Ups existieren. Gegen diesen Zeitgeist muss sich das Innehalten behaupten und gegen all das, was schnell konsumier- und zusammenfassbar ist.

Bei der Einarbeitung zu diesem Impuls ist mir zum Beispiel aufgefallen, dass der Wikipedia-Artikel über Friedrich Hehr – also über den Scharfrichter, der die Lübecker Märtyrer hingerichtet hat – mit 8.138 Zeichen fast genauso lang ist, wie der 8.523-Zeichen-lange Artikel über die vier Geistlichen, an die wir uns heute erinnern, mitsamt all der politischen und theologischen Inhalte, die sie vertreten haben und für die sie ermordet worden sind. Liegt das an einer schwierigen Informationslage oder gar einer mangelhaften Aufarbeitung? Mit Sicherheit nicht. Die Arbeit des „Ökumenischen Arbeitskreises 10. November“ und all derer, die sich darum bemüht haben und weiterhin bemühen, das Wirken der Vier im kollektiven Gedächtnis zu behalten, ist beachtlich und wunderbar aufbereitet öffentlich zugänglich. Aber die Rezeption der vielseitigen Aspekte dieser Arbeit benötigt Zeit und Muße und wer sich schnell einlesen möchte, bleibt heutzutage anscheinend eher sensationsfixiert bei den Details der Gräueltaten eines Scharfrichters hängen als bei dem, was auch 83 Jahre später noch von höchster Relevanz für unsere Gesellschaft, aber ohne Konzentration und Ruhe nicht konsumabel ist.

Das nur am Rande zur Verdeutlichung. Fast wichtiger bei der Betrachtung von Selbstverständlichkeiten im Jahr 2026 erscheint mir aber:

Es ist auch nicht selbstverständlich zu gedenken, wenn es immer salonfähiger wird, die Erinnerung an den Nationalsozialismus und an andere unbequeme Kapitel unserer Geschichte als überholt und rückwärtsgewandt zu verunglimpfen und damit in ihrem Vorkommen reduzieren und letztlich abschaffen zu wollen. Es liegt auf der Hand, dass sich ultrarechte Parteien wie die AfD inhaltlich nur dann gerieren können, wenn ein Gedenken einem übersteigerten Nationalstolz weicht. Paradoxerweise bin ich mir sicher, dass wir diesen reaktionären Kräften nur entgegenwirken können, wenn wir uns selbst dem Vorwurf der vermeintlichen Rückwärtsgewandtheit schuldig machen:

Wir müssen zurückblicken auf Menschen wie Johannes Prassek, Eduard Müller, Hermann Lange und Karl Friedrich Stellbrink, um einen Marker dafür zu setzen, was wir für verschiebbar und vergessenswert und was wir für sagbar und prioritär halten und wo unsere Grenzen sind, ab deren Überschreitung wir nicht still bleiben, sondern diskutieren, protestieren und widerständig werden. Diese Grenzen sind leider nicht so einfach zu ziehen, wie wir vielleicht glauben möchten: Im Alltag sind wir alle harmoniebedürftige Wesen und Grenzüberschreitungen, die uns gegebenenfalls noch nicht einmal selbst betreffen, sitzen wir gerne zugunsten der Wahrung eines familiären, kollegialen oder freundschaftlichen Burgfriedens aus. Das gilt umso mehr im Politischen, wenn das Verrücken von Grenzen uns nur in den eben bereits problematisierten Schlagzeilen erreicht.

Hier lehrt uns die Geschichte der Lübecker Märtyrer, dass es menschlich ist, wenn eine Reaktion auf das Unmenschliche nicht sofort und nicht im Großen mit wehenden Fahnen, sondern als Entwicklung im Kleinen, im Alltäglichen passiert: Die Gefährdung unserer demokratischen Grundsätze heute steht nicht vor unserer Haustür und klopft laut hörbar an, sodass wir gar nicht anders können, als zu reagieren. Sie liegt vielmehr darin, wie einfach es ist, Gedenksteine ins weniger Sichtbare zu verschieben, Gedenkstätten weniger zu finanzieren oder Orte, an denen Auseinandersetzung mit demokratischen Inhalten möglich ist, zu torpedieren, Gesprächsformate abzusagen, Aktivist:innen ins Lächerliche zu ziehen und so weiter. Und mit Blick auf uns selbst liegt die Gefährdung unter anderem dort, wo wir unserer Ruhebedürftigkeit nachgeben und damit denen Raum lassen, die für eine demokratiefeindliche Ideologie mit den Mitteln des Populismus immer mehr Menschen erreichen und einfache Antworten auf Fragen liefern, die nur dann menschenfreundlich zu beantworten sind, wenn die Antwort nuanciert ausfällt. Unsere Reaktion auf diese Gefährdungen wird höchstwahrscheinlich nicht heldenhaft ausfallen. Aber sie ist möglich.

Das erscheint mir so nahbar an der Geschichte der Lübecker Märtyrer: Ihr Entschluss, dem Nationalsozialismus entgegenzutreten, kam nicht von jetzt auf gleich. Karl Friedrich Stellbrink zum Beispiel war anfangs selbst Parteimitglied der NSDAP und gelangte erst durch den Austausch mit anderen – unter anderem mit seinen katholischen Kollegen – zu der Einsicht,

dass hier Grenzen überschritten worden waren, die er so nicht hinnehmen wollte. Das Tun der Lübecker Märtyrer zeichnete sich nicht dadurch aus, dass sie heldenhaft agieren wollten. Es entstand aus dem Dialog mit anderen, der Auseinandersetzung mit unbequemen Inhalten wie den Predigten des Münsteraner Bischofs Graf von Galen und der Überlegung, wie sie mit den Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen, ihre Haltung anderen Menschen transportieren konnten.

Darin können uns die Lübecker Märtyrer Vorbild sein: Wo können wir im Austausch mit anderen sein? Wo können wir gemeinsam wachsam auf die blicken, die unsere Grenzen nach und nach verschieben wollen? Und wo können wir mit unseren Mitteln aktiv werden, um für das einzustehen, woran wir als Demokrat:innen glauben?

Als Regisseur und Schauspieldirektor bin ich mir der Bedeutung von Worten sehr gewahr. Worte stehen im Mittelpunkt meiner beruflichen Tätigkeit. Sie scheinen oft so nebensächlich, so ephemer und konsequenzlos. Und doch wurden die Lübecker Märtyrer wegen ihrer Worte zum Tode verurteilt – wegen ihrer Predigten und dem Verbreiten von Schriften – und nicht, weil sie sich mit Gewalt engagiert hatten. Letztlich ließen die Nationalsozialisten sogar noch die persönlichen Abschiedsbriefe der vier Lübecker Geistlichen verschwinden – nicht, weil sie versuchten, mit ihren letzten Worten zum politischen Widerstand aufzurufen. Sondern weil allein das Wort „Hoffnung“ von den Funktionären des Regimes als systemgefährdend wahrgenommen wurde. Keiner der Männer schreibt in den wiederentdeckten Abschiedsbriefen nicht wenigstens einmal das Wort „Hoffnung“ oder von „hoffen“.

Wir leben in anderen Zeiten und sind selbstredend nicht den Gefahren ausgesetzt, denen Johannes Prassek, Eduard Müller, Hermann Lange und Karl Friedrich Stellbrink getrotzt haben. Und wir wissen nicht, ob und ab wann wir durch unsere Worte für menschenrechtswidriges Gedankengut gefährlich werden können. Aber wir können versuchen, wie die Lübecker Märtyrer unsere Gegenwart zu reflektieren und mit dem Wissen um die Vergangenheit und mit klarer Haltung für das einzustehen, was uns wichtig ist. Das Gedenken ist also keine habituelle Selbstverständlichkeit: Es muss immer wieder neu ein Erinnern als Akt der Bestärkung zum Widerstand

gegen die Demokratiegefährdungen im Alltag sein und für die Sichtbarkeit dessen sorgen, wofür wir als Demokrat:innen stehen.